

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 237.

Sonntag, 10. Oktober.

1915.

(11. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

Roman von Otto Eister.

(Nachdruck verboten.)

Am übernächsten Morgen dampfte denn auch das große Motorboot „Vibelle“ den gewaltigen Jangtse-Strom hinauf durch das Gewirr des Hafens und der Schiffe aller Art, die dort vor Anker lagen. Leichte Ruderboote schossen hin und wieder. Schwere Frachtdampfer feuerten stromauf und -ab, schlanke Segelboote flogen wie leichtbeschwingte Möwen dahin und plumpe und breite chinesische Dschunken zogen schwerfällig über den breiten Strom, den „Sohn des Weltmeers“, wie ihn die Chinesen nennen. Volkreiche Städte breiteten sich an feinen grünen Ufern aus und auf den Kais und in den Häfen wimmelte es von Menschen aller Rassen und Farben; einsame Chinesendorfer versteckten sich in den den Flußlauf begleitenden Bergen, und von manchem Hügel schauten ernst die grauen Mauern eines buddhistischen Klosters nieder in das Tal.

Dann ward es immer einsamer und menschenleerer. Der große Verkehr hörte auf; nur hin und wieder begegnete den Reisenden ein Dampfer, dafür aber mehrten sich die chinesischen Dschunken, die langsam stromaufwärts zogen.

Die Berge traten dichter an das Ufer heran; die tropische Natur entfaltete ihre Wunder und Reize in vollem Maße.

Nach einer Fahrt von einigen Tagen erreichte die „Vibelle“ Jtschang. Hier drängte sich der Strom zwischen gewaltigen Felsen hindurch; große Felsblöcke lagen in dem Flußbett und brausend und zischend schoß der Strom durch und über die Felsen. Größere Fahrzeuge konnten diese Stromschnellen nicht passieren; nur die leichten chinesischen Boote glitten gefahrlos über die brausenden Wasser hinweg.

Jtschang selbst war ein schmuckiges Chinesendorf, das sich einem schluchtförmigen Tal hinaufzwängte; aber ein weites Gebiet öffnete sich jenseits der Berge, von äußerster Fruchtbarkeit und stark bevölkert. Deshalb hatte die deutsche Mission auch hier auf der halben Höhe der Berge ihre Station errichtet und die Firma Petersen und Sohn eine Faktorei angelegt, die ihre Waren unter der Bevölkerung vertreiben und die Erzeugnisse der chinesischen Kultur und des chinesischen Gewerbes einhandeln sollte.

Der Faktoreileiter Herr Krause, eine vierschrötige Gestalt, dessen Gesicht ein dichter, brauner Vollbart bedeckte, empfing die Reisenden in dem kleinen Hafen des Städtchens mit einem freudigen Willkommen. Auch Doktor Schäffer, der Vorsteher der Mission, war erschienen, schüttelte Fred freundschaftlich die Hand und begrüßte Rätke in liebenswürdigster Weise.

„Ich würde Ihnen vorschlagen, Herr Schuhmacher“, sagte er freundlich, „Ihre Fräulein Schwester bei mir in der Mission einzuquartieren. Meine Frau wird sich herzlich freuen und in der Faktorei ist doch wenig Platz — namentlich für eine Dame.“

„Ich nehme Ihren Vorschlag gern an, Herr Doktor“, entgegnete Fred. „Und ich glaube, auch meine Schwester wird einverstanden sein.“

Auf Rätke hatte der Missionar auf den ersten Blick einen angenehmen Eindruck gemacht. Sein glattrasiertes Gesicht zeigte einen Ausdruck von freundlich-ernster Milde, die sofort sympathisch berührte, und seine grauen Augen blickten so sanft und freundlich, daß man Zutrauen zu ihm fassen mußte.

So nahm Rätke denn gern seine Einladung an und zog mit ihm zur Mission hinauf, gefolgt von ihrer indischen Dienerin, der kleinen zierlichen Maja mit den großen, dunkelbraunen Rehaugen, während sich Fred mit Krause nach der Faktorei begab, die dicht am Flusse errichtet war.

Am Wege standen die Einwohner und vor den Türen der armseligen Hütten hockten die Frauen und Kinder. Manche von ihnen grüßten den Missionar ehrerbietig, aber die meisten, hauptsächlich die Männer, sahen ihn und seiner Begleiterin mit finsternen, gehässigen Blicken nach.

„Sie kommen zu einer unruhigen Zeit“, sagte der Missionar ernst. „Im Lande jenseits der Berge treiben politische Agitatoren ihr Spiel und hegen die Bevölkerung auf. Diese Bewegung, die sich gegen die Gesetze und Verordnungen der neuen Regierung richtet, hat auch schon in unseren Distrikt übergegriffen. Dazu kommt, daß die chinesischen Arbeiter der Faktorei streiken; sie sind mit Herrn Krause unzufrieden, der ein etwas barscher und harter Herr ist.“

„Auch in Schanghai hörte man von den Unruhen“, entgegnete Rätke. „Aber man meinte, daß die Fremden nichts zu fürchten hätten.“

„Vorläufig wohl nicht“, sagte der Missionar, „obgleich die Agitatoren den Fremden die Schuld an den neuen Gesetzen der Regierung zuschreiben. Wenn aber die Volksleidenschaft einmal entbrannt ist, kann man ja nie wissen, nach welcher Seite hin sie sich entlädt. Ich habe aber unter den hiesigen Einwohnern viele Freunde, so daß wir hier nichts zu fürchten haben. Doch da sind wir zu Haus — seien Sie herzlich willkommen.“

Die Missionsstation befand sich auf halber Höhe der Berge. Sie bestand aus einem Wohnhaus, das von einer schattigen Veranda umgeben war, einer kleinen Kirche, einem Schulhause, in dem der Missionar die Kinder der christlichen Chinesen unterrichtete, mehreren Stallungen und einem großen Garten. Das alles war von einem hohen Palisadenzaun umgeben und machte einen trübseligen, freundlichen Eindruck. Im Gegensatz zu den Gehöften der Chinesen herrschten hier die größte Sauberkeit und Ordnung; man merkte es, daß hier eine deutsche Hausfrau das Szepter schwang.

Frau Schäffer, eine kleine resolute Frau mit freundlichen, braunen Augen, begrüßte Rätke mit großer Herzlichkeit.

„Ich freue mich sehr, einmal wieder mit einer deutschen Frau plaudern zu können“, versicherte sie, indem sie Rätkes Hände kräftig schüttelte. „Mit der Chinesen-gesellschaft ist ja doch nichts anzufangen.“

„Und doch hängen alle chinesischen Frauen und Kinder mit großer Liebe an meiner Frau“, meinte der Missionar lächelnd.

„Nun ja, man tut eben seine Christenpflicht diesen armen Menschen gegenüber“, entgegnete Frau Schaffer achselzuckend. „Doch nun kommen Sie, Fräulein Schramacher — oder darf ich Rätke sagen?“

„Ich bitte Sie darum . . .“

„Also kommen Sie, Fräulein Rätke. Ich will Sie auf Ihr Zimmerchen im ersten Stock bringen. Große Ansprüche dürfen Sie aber nicht stellen. Wir leben hier ja in der Wildnis . . . Sie wollen sich gewiß umkleiden und dann bitte ich Sie zu einer Tasse Kaffee und einem Stück selbstgebackenen Kuchen. Ganz wie in dem lieben deutschen Vaterlande. Mit dem Abendessen warten wir, bis die Herren von der Faktorei kommen — du hast die Herren doch eingeladen, August?“ wandte sie sich an ihren Gatten.

„Ja, Liebste, und sie werden gleich wieder zurück sein.“

„Schön. Bis dahin ist der Truthahn auch fertig. Den ich im Ofen habe. Du, unsere Köchin, ist schon in größter Aufregung. Doch nun kommen Sie, Fräulein Rätke . . .“

Rätke fühlte sich sofort heimisch in der freundlichen Umgebung, und als sie nun gar mit Herrn und Frau Schaffer an dem sauber gedeckten Kaffeetisch saß und der Duft des frischen Kuchens das Zimmer durchzog, da konnte man sich fast in ein deutsches Pfarrhaus versetzt glauben, so gemüthlich, so behaglich saß es sich in den gesockelten Stoffsesseln bei dem freundlichen Geplauder der Frau Schaffer oder den ernstern Worten des Missionars, der von Land und Leuten erzählte.

„Gerade unter den Chinesen ist unsere Aufgabe, die christliche Religion zu verbreiten, sehr schwer“, sagte er. „Der Chinese hängt mit allen Fasern seines Herzens an dem Alten, an dem überlieferten und betrachtet alles Neue mit dem größten Mißtrauen. Dazu ist er sehr stolz auf seine uralte Kultur, und was das schlimmste ist, für die idealen Werte des Herzens und des Gemüthes hat er keinen Sinn. Er ist durchaus Nützlichkeitsmensch. Was bringt die Sache für Nutzen? und vor allem, was nützt sie mir selbst? Das ist der Endpunkt all seines Denkens und Handelns.“

„Ein fauler, nichtsnutziger, grausamer Salunke ist er“, rief Herr Krause, der mit Fred während dieser Unterhaltung eingetreten war. „Von Mitgefühl für Schmerz und Leid anderer, sei's Mensch oder Tier, hat er keine Ahnung.“

„So schlimm ist es wohl nicht, Herr Krause“, entgegnete der Missionar mit mildem Ernst. „Man muß sich nur in die Eigenart des Volkscharakters hineinversetzen können.“

„Das dürfte für einen ehrlichen Mann schwer halten“, meinte Krause mit rauhem Lachen. „Die Kerle liegen ja, wo sie gehen und stehen — sie können gar nicht anders als lügen. Die Russen haben recht, mit der Knute muß man ihnen entgegentreten.“

„Das ist nun meine Meinung allerdings nicht“, warf Fred ein. „Mit Güte und Vernunft kommt man weiter.“

„Versuchen Sie es nur einmal“, knurrte der Faktoreileiter. „Sie werden ja sehen, wie weit Sie damit kommen . . .“

So vergingen mehrere Tage in anregendem Verkehr. Abends pflegte man sich nach dem Essen auf der Veranda zu versammeln. Chinesische Dienerinnen reichten den Tee herum, die Herren zündeten sich die Zigarren an, und in behaglichem Geplauder saß man beisammen, sich des schönen Abends freuend, der sich auf das breite Tal des gewaltigen Stromes niederstreckte. Im rosigen Nebel versank die Sonne hinter den Bergen, deren Kuppen eine Weile im Abendrot aufleuchteten, um dann ihre Schatten über das Tal auszubreiten, über dem sich dann bald ein tief dunkelblauer, sternbesäter Himmel wölbte. So saß man

auch heute wieder beisammen. Das Gespräch stockte. Jeder gab sich schweigend der Schönheit dieser Nacht hin.

Plötzlich drang aus dem Tal herauf Geschrei und Toben. Laternen huschten in den winkligen Gassen des Städtchens hin und wieder, und auf dem Marktplatz schien sich eine größere Menschenmenge zu versammeln.

Krause fuhr empor.

„Da haben wir's“, rief er ärgerlich. „Jetzt halten die Kerle wieder eine Versammlung ab, und wer weiß, welche Teufelei dabei herauskommt. Ich will doch lieber nach der Faktorei gehen . . .“

„Ich begleite Sie“, sagte Fred, sich erhebend.

„Warten Sie noch eine Weile“, bat der Missionar, „bis die Menge sich verlaufen hat. Ihr Erscheinen in dem Ort würde jetzt nur aufreizend auf die Menschen wirken. In der Faktorei ist ja scheinbar alles ruhig.“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lese Frucht. = 22

Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand und wie wäre das möglich ohne Liebe. Goethe.

Ein Feldgottesdienst im Feuer.

Einem Brief des Felddivisionspfarrers St. aus dem östlichen Kriegsschauplatz entnimmt der „Deutsche Bundesbote“ des „Evangelischen Bundes“ folgende lebendige Schilderung eines ersten Feldgottesdienstes im Feuer:

Der Predigtplatz befand sich unmittelbar vor dem Unterstand des Stabs des 1. Bataillons. Schon vor M., von wo aus mich zwei Melbereiter begleiteten, ging's durch Schleimwege, damit uns die Russen nicht beikommen konnten. Jedemal, wenn es über eine Höhe ging, wurde besonders scharf angetraut. Wir ritten recht ruhig, da meine beiden Melbereiter immer wieder versicherten, daß die Russen keine Munition mehr hätten. Wir waren nur noch einige Minuten vom Unterstand entfernt, gerade in einem kleinen Wäldchen. Plötzlich ein ohrenbelaubender Knall, mein Schimmel geht los, aber ich sitze fest, und wir beide finden uns wieder zwischen unseren treuen Begleitern. Während war's, wie der Schimmel, als ich ihn beruhigte, mit dankbarem Blick mich anschaute. Unmittelbar im rechten Winkel zu uns war der erste Schuß von der Batterie gelöst. Nun ging's zum Gottesdienst. Wie dankbar begrüßte mich schon der Offizier dafür, daß ich gekommen wäre. Aber wir mußten noch 40 Minuten warten, bis die Kompanie aus dem Schützengraben kam. Sie kamen gebückten Hauptes durch den Annäherungsweg, unsere lieben Feldfrauen, alt und jung, helmgeschmückt, tiefer Ernst in den treuen blauen Augen. Wir sangen: „Großer Gott, wir loben dich!“ Das Klang so frohlich-felig gen Himmel; Must war nicht zur Stelle, dafür bröhten die Batterien, und einmal kam mir der Gedanke: Was machst du jetzt, wenn die erste russische Granate einschlägt? Aber das war nur so ein Gedankenblitz, ein blühartiges Gebet zugleich, und dann begann die Predigt. Ob es wohl etwas Herrlicheres gibt, als in solchem Augenblick, wo man dem Tod ins Auge sieht, zu predigen, b. h. Gott zu preisen mit heller Seele und aus voller Brust? Ich glaube es nicht. Meiner Predigt lag der Text zugrunde: Jesajas 30, Vers 15: „Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein.“ Ich hatte als Stichwort den Kommandoruf: Stillgestanden! O, was leuchteten unsere Augen, als ich vom „Stillgestanden Jesu in Gethsemane“ sprach, und wie senkten sich demüthig die Häupter, als ich betete für unsere Seele und unseren Kaiser, für den Sieg und die Herrlichkeit unseres Vaterlandes, für unsere Lieben daheim! Und dann sprach ich den Segen. Noch nie war es mir so stark, wie in diesem Augenblick, zum Bewußtsein gekommen, daß der Segen Gottes Heilsenergie ist! Das war Kraft aus der Höhe. Feierliche Sekunden stillen Gebets!

Zum Abendmahl reicht die Zeit nicht; es wird lebhafter geschossen; jeden Augenblick kann die erste Granate in unsere Schar einschlagen: Schnell wegtreten! Aber ich kann nicht anders, ich muß noch nach der Predigt diesen geliebten Menschen ein paar gute Worte zurufen. Ich weiß nicht mehr, was ich gesagt, aber das „danke, Herr Pfarrer“, klingt mir noch in den Ohren. — Wie im Umfassen ist der Platz frei. Unsere Tapferen ziehen wieder gebückten Hauptes in den Schützengraben.

graben. Der Hauptmann reicht mir herzlich dankbar die Hand; ich merkte, es war auch eine Erquickung, das alte, liebe Gotteswort. Doch plötzlich hat er mich — wir standen am Eingang zum Unterstand —: „Würden Herr Pfarrer wohl ein wenig zur Seite treten? Unsere Schwalbenmutter möchte zu ihren Eiern!“ Und liebevoll zeigt er mir in einem Spiegel die 8 Eier im Schwalbenneest im bombensicheren Unterstand! Und draußen krachten immer lebhafter die Batterien. . . Bald geht's zum Sturm! Und die Schwalbe flog über uns und setzte sich auf ihr Nest. Mich aber verließen die letzten Gedanken an Tod und Todesfurcht, und ich dachte an die Taube, die Noah das Ende des Schreckens kündete! Heimwärts ging es mit meinen treuen Melodereitern. Mein Schimmel — ich sehe ihn mit Fleiß an die erste Stelle — und wir hatten uns schon ganz leidlich daran gewöhnt, daß mal wieder solch ein Eisenguß uns über die Köpfe flog. 36 Kilometer war ich auf dem Pferd, und noch nie bin ich so beglückt von einem Gottesdienst heimgelehrt wie von diesem. Das Schönste auf der ganzen Welt ist die Gewissheit: Du bist anderen etwas gewesen, ja, du hast heute unsere geliebten Feldgrauen gestärkt zu schweren Stunden mit Gottes Wort! Vielleicht war's bei dem einen oder anderen das letztemal, daß Gott ihm in der Predigt begegnet ist. Möge ihm dann das „Stillgestanden“ im Herzen klingen, wenn seine Ohren nicht mehr hören, und Gott, der Herr, vor dem er dann steht, läßt sein Vaterauge auf ihm ruhen und sagt ganz gewiß: Ei, du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herren Freude! Und das wird ihm klingen wie ein himmlisches „Müht Euch!“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Etwas über die Feldpost. (Originalbericht. Bensch. M.) Das Panje-Pferdchen besorgt auch die Feldpost. Ja, wo ist denn die Feldpost? Gestern war sie noch in A, wo sie heute ist, weiß kein Mensch, denn von A ist sie schon wieder fort. Endlich hat unser Postgesetter sie gefunden und kommt — leer ins Quartier. Große Enttäuschung und Enttäuschung. Es hilft nichts, die lange Postkolonne von Panje-Wägelchen mit Rucksack-Rutschern hat die Postanstalt auch nicht finden können. Oder ein andermal: sie sind in den grundlosen Wegen nicht mehr vorangekommen. Da heißt es denn Entsagung üben, Entbehrung leiden. Denn auch unser Proviantwagen hat uns schon mal drei Tage lang nicht erreichen können. Wo ist er? Ja, im Dorfe A hat Unteroffizier Sch., der Quartiermeister, ausspannen müssen, die Pferde konnten nicht mehr. Kein Mensch sagt ein Wort. Denn wer die unzählbaren Kadaver von vor Erschöpfung umgekommenen Pferden an den Straßen liegen sieht, wer es weiß, wie alles die weiten schweren Wege von den entfernten Eisenbahnstationen auf Pferdebeinen herangeschafft werden muß, dem erstirbt das Murren auf den Lippen. Freilich trägt es nicht zur frohen Stimmung bei, wenn die in den Briefen (die „grüne“ Post kommt wohl noch) angekündigten Liebesgaben immer und immer wieder nicht ankommen. Früher, in Galizien, als wir noch an der Bahnstrecke lagen, da war's erträglich, da gab's auch einmal Hofbräu und die alten Kerls sangen fröhlich hinter jedem Niederwers:

Drum Mädchen weine nicht,

Sei auch nicht traurig,

Nach einem Landsturmmann das Herz nicht schwer,

Denn dieser Ruffenfeldzug,

Der ist bald vorüber,

Wenn ich nach Hause komm, schaff ich bei dir!

Wie lange habe ich den fröhlichen Gesang nicht mehr gehört. Aber gesungen werden diese Verse wieder werden, und, wie ich hoffe, in nicht allzu langer Zeit. Htm.

Deutsch-bulgarische Bündnisse vor tausend Jahren. Es ist eine eigentümliche weltgeschichtliche Erscheinung, daß das Bulgarenreich gleich nach seinem Eintritt in die europäische Geschichte und unmittelbar nach der Christianisierung des Volkes in enger Fühlung mit dem Deutschen Reiche seine erste größte Zeit vorbereitete. Da die mitteleuropäische Forschung die älteste Entwicklung der Probleme des „europäischen Wetterwinkels“ bislang noch wenig gepflegt hat, ist hier noch alles im Fluß und manches unentschieden; immerhin kann man aus den Arbeiten von Rudolf v. Stafa, Wladimir Milowicz und Heinrich v. Mikulski im großen und ganzen sich

ein Bild von den interessanten Gergängen bilden. Jene älteste Zeit, die Mitte des 9. Jahrhunderts, brachte nun merkwürdigerweise gleich die ersten unmittelbaren Beziehungen zum Deutschen Reiche. Der seit etwa 845 regierende Bulgarenfürst Boris kämpfte 853 als Bundesgenosse Karls des Kahlen an der Seite des mährischen Fürsten Rastislaw gegen die Franken Ludwigs des Deutschen, erlitt aber eine schwere Niederlage. Schnell entschlossen wechselte er die Partei und schloß sich dem deutschen Sieger an, gegen den sich wiederum sein Sohn Karlmann empört hatte. Dessen schnell zusammengegrafftes Aufgebot ward zerstreut; Ludwig und Boris aber schlossen 864 in Fulln an der Donau einen Bundesvertrag, der, 892 durch Kaiser Arnulf von Kärnten erneuert, bis zur Jahrhundertwende bestehen blieb. In diesen persönlichen Beziehungen ward, wie es in dem angeführten expansiven Missionszuge der Zeit lag, auch der Annahme des Christentums durch die neuen bulgarischen Bundesgenossen gedacht, deren Kulturstufe noch recht primitiv geblieben war. Ihre Verkehrsmittel waren Rinder und Schafe; Sklaven dienten in schwerer Abhängigkeit, wurden auch wohl gewinnbringend nach Byzanz verkauft. Wer krank war, dem wurden wunder-tätige Steine umgehängt; dem Toten gab man seine Diener und Frauen in die Gruft mit. Es war an der Zeit, in die Unkultur die strahlende Bucht der Christenlehre zu tragen, und nur an einer seltsamen Verkettung der Umstände lag es, daß nicht deutsche Glaubensboten bei dem hochbegabten Volke Eingang fanden. Schon unterhandelte Fürst Boris durch Vermittlung König Ludwigs des Deutschen mit Papst Nikolaus I., der die recht merkwürdigen Anfragen des Naturmenschen mit einer nie müde werdenden Geduld beantwortete — da erhielt plötzlich aus noch nicht recht geklärten Gründen eine byzantinische Partei am Bulgarenhofe Oberwasser und Kaiser Michael III., der „Caligula Ostroms“, wurde der Tauspate des Boris, der nach ihm den Namen Michael annahm. Die Entwicklung der europäischen Politik brachte es mit sich, daß der deutsche Einfluß auf die Balkanländer mit seiner Abdankung — er legte 888 nach 36jähriger Regierung die Krone nieder und zog sich in ein Kloster zurück — für ein Jahrtausend ausgeschaltet wurde; die Erinnerung an die alten Beziehungen aber mag wohl dazu beitragen, die neuen bulgarisch-deutschen Sympathien und Interessen enger zu knüpfen.

Anatole France über Delcassés Zarenigarre. Anatole France, der ernsthafteste Schriftsteller der Franzosen, der aber, wie alle seine Landsleute, heute von dem Wahn besessen ist, daß Deutschland seine Heimat ruchlos überfallen habe, wußte vor dem Krieg, als er noch im Vollbesitz seines ruhigen Geistes war, besser, wo die Schuldigen an dem Weltbrand saßen. In seiner Nebenamtsammlung „Vers les temps meilleurs“ (Besseren Zeiten entgegen), die 1906 in Paris erschienen ist, befindet sich eine zugunsten der russischen Revolutionäre am 1. Februar 1905 gehaltene Ansprache, in der die folgenden, heute besonders interessanten Worte zu lesen sind: „Unsere Minister des Auswärtigen sind merkwürdige Leute. Delcassé landete eines Tages am Lyoner Bahnhof zu Paris; jung, gierig, die Taschen voller Manuskripte, in Poesie und Prosa. Er wurde ein guter kleiner Teufel von Radikalem, genau wie jeder andere. Wenn er noch Deputierter wäre, ja wenn er einfach Minister des Handels oder des Ackerbaues wäre, so wäre er liebenswürdig, höflich, gemäßig, ganz außerstande, ein Verbrechen zu billigen. Aber seitdem er mit Kaisern und Königen verkehrt, ist er nicht mehr wiederzuerkennen, und ich glaube, daß er uns ein wenig verachtet. Eines Tages gab ihm der Zar nach dem Diner eine Zigarre, eine dicke Zigarre. Diese Zigarre, die Delcassé immer im Munde hat, verhüllt ihm den Wahnsinn, das Elend, die Verbrechen des Zarismus, den Krieg und die Revolution, die Flucht von Kuropatkin durch die weite Mandschurei, die Vernichtung der russischen Flotte, die Einnahme von Port Arthur, die Meheleien von St. Petersburg, die Verhaftung aller Russen, welche Sanftmut, Intelligenz, Mitleid besitzen, verhüllt ihm, daß Gorki und so viele andere vor ein Kriegsgericht geschleppt wurden, kurz, den Born eines ganzen Volkes, geschleudert gegen den Lehten der Romanoff. Ja, diese Zigarre verhüllt ihm die Welt, und dieser kleine Mann, der nichts mehr sieht von dem, was vorgeht, sagt lächelnd in seinem Kabinett am Quai d'Orsay: „Der Krieg zwischen Rußland und Japan hat noch gar nicht recht begonnen; er wird für unsere Freunde und Verbündeten kurz und glücklich sein. Ordnung, Ruhe, Wohlstand, Freude herrschen in Rußland; Polen und Finnland sind glücklich.“

Schach

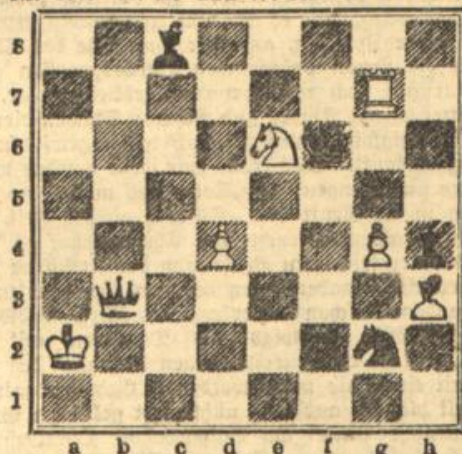
Alle die Schachbeilage betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maidaner in der Marktstrasse.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 10. Oktober 1915.

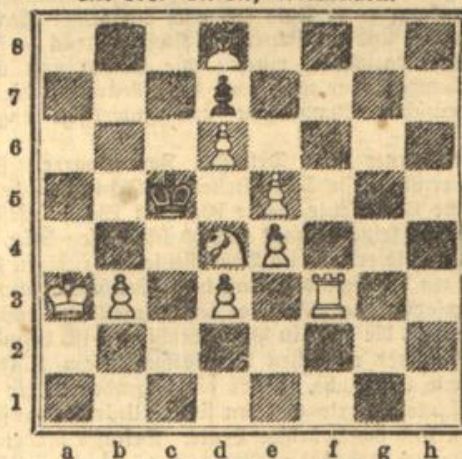
Aufgaben.

Nr. 377. H. B. und W. A. Shinkman.



Matt in 2 Zügen.

Nr. 378. N. N., Wiesbaden.



Matt in 5 Zügen.

Nr. 375. Die Aufstellung ist fehlerhaft wiedergegeben. Auf f5 fehlt ein weißer Bauer.

Partie 146.

Die folgende Partie wurde vor einigen Wochen in Boston gespielt.

Partie 793 (Spanisch).

J. F. Barry	B. Kostitsch	14. f4—f5	Sg6—e5
1. e2—e4	e7—e5	15. Sg3—h5	Sf6×h5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	16. Dd1×h5	c7—c6 ¹⁾
3. Lf1—b5	Sg8—f6	17. Lc1—g5	Dd8—c7
4. d2—d4	e5×d4	18. Tel—e3	d6—d5
5. 0—0	d7—d6	19. Te3—h3	h7—h6
6. Tf1—c1	Lf8—e7	20. Ta1—f1	d5—d4
7. Sf3×d4	Lc8—d7	21. Sc3—e2	c6—c5 ²⁾
8. Sb1—c3	0—0	22. Th3—g3	Kg8—h8 ³⁾
9. Sd4—e2	Tf8—e8	23. Lb3×f7	Ld7—b5
10. Se2—g3	a7—a6 ¹⁾	24. Lg5×h6	g7×h6
11. Lb5—c4	Sc6—c5	25. Tg3—g8+	Kh8—h7
12. Le4—b3	Le7—f8	26. Dh5—g6+	Se5×g6
13. f2—f4	Se5—g6	27. f5×g6	matt.

¹⁾ Schwarz leidet darunter, daß er sein Spiel durch

d6—d5 nicht befreien kann. Der Bauernzug treibt den Läufer auf eine bessere Angriffslinie. In Betracht kam g7—g6 nebst Le7—f8—g7. — ²⁾ Schwarz konnte hier durch g7—g6 dem kommenden Angriff wirksam vorbeugen. — ³⁾ Jetzt stünde Schwarz ganz gut, wenn eben nicht Weiß alle Figuren zum Angriff auf die Königstellung vereinigt hätte. — ⁴⁾ Auf c5—c4 23. Lg5—f6 c4×b3 gewinnt Weiß durch 24. Dh5×h6 Se5—g6 25. Dh6—b5 nebst Tg3—h3 (Tagl. Rundschau.)

Auflösungen.

Nr. 372 (3 Züge). 1. Sg5, Ke7 2. Se8; 1. . . . Ke6. 2. Se4; 1. . . . K×g5 2. Sh5.

Nr. 373 (2 Züge). 1. Db3.

Nr. 374 (3 Züge). 1. Da2, Kf4, g×h5 2. D×f2+; 1. . . . ∞ 2. T×g5 (+).

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. K., Dr. M., R. St., Wdw. und Karl Hofmann in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Buchstabenrätsel.

Such' mich am Donaustrande, Im Württemberger Lande;
Setz' K voran, so kannst du nie zu mir gelangen ohne Müh.

Vieldeutig.

In Meereswogen und im Schoß der Erde,
In Fels und Quellen residiere ich,
Und an der Menschen heimatlichem Herde,
Auch in des Armen Hütte triffst du mich.
Ich selbst bin stumm; doch wo ich mir erwähle
Die Wohnung, halt es sicher bald am Ort,
Und leise wird es, wo ich irgend fehle,
Und wären noch so laute Gäste dort.
Vergißt ein Knabe sich in losem Triebe,
Gar schlimme Streiche folgen dann aus mir,
Und manches Mädchleins stillverborg'ne Liebe,
Wenn sich's an mir vergreift, verrät ich dir.
Ich hab' als munt'rer Geist gar viel gegolten
Bei einem Griechenvölklein wohlbekannt;
Doch in der Bibel werd ich dumm gescholten,
Und Vieh wird gar zu mir oft hingespant.

Ihr führt mich aus, und Andere mich ein,
Und And're führ' ich ab: so sprich, was werd ich sein?

Rätsel.

Das erste ist unendlich weit,
Das Gegenteil die zweiten.
Um's Ganze tobt geraume Zeit
Schon ein erbittert Streiten.

H. v. F.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 461.

Bilderrätsel: Aushungerungsplan der Engländer. — Silbenversteckrätsel: Einnahme von Riga. — Rätsel: Priesterwald. — Tauschrätsel: Maus, Hand, Mars, Stirn, Minne, Fell, Blei, Auge, Haft, Reiter, Asche, Acker, Rehe, Zink, Eifer, Reif, Helm. Marineluftschiffe. — Buchstabenrätsel: Flandern, Flundern. — Magisches Quadrat: Riga, Isar, Garn, Arno.



Illustrierte
Kinders-Zeitung
des
Wiesbadener Tagblatts.
Nr. 21. 17. Jahrgang. 1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Storch und Steiner.

Von A. Refredrik.

(Schluß.)

Die Jahre kamen und gingen. Waldemar entwickelte sich zu einem kräftigen, strammen Bürschlein zur Freude seiner Ziehmütter, die darin wetteiferten, „aus ihm 'was rechts zu mache, damit er e tüchtiger Mensch werde könnt.“ Er lernte sehr leicht, war begabt und fügig und besonders musikalisch, deshalb bekam er Klavier- und Violinstunden. Er hatte sich auch das Schwäbele e bisle angewöhnt, wie es am Ende nicht anders möglich war.

Als er konfirmiert war und gefragt wurde, was er werden wolle, seine Pflegemütter wollten ihm freie Wahl lassen in der Berufswahl, hatte er mit großer Bestimmtheit erklärt, er wolle Musiker werden, und so wurde beschlossen, ihn aufs Konservatorium in der Residenz zu schicken. Für ihren Liebling, das war Waldemar im Lauf der Zeit geworden, war den beiden alten Jungfern kein Opfer zu viel, wenn es im Bereich der Möglichkeit war, es zu bringen.

Wenn sie sich erkundigten nach den Fortschritten ihres Pflege Sohnes, erfuhren sie immer sehr erfreuliches; „ein geborener Musiker“ nannte ihn sein Fachlehrer, und im Vertrauen teilte er ihnen mit, daß seiner Ansicht nach der junge Mascholl eine glänzende Zukunft habe, mit seiner eminenten Begabung werde er es sicher zu Gold und Ehren bringen.

Freudestrahlend und stolz kehrten Riekele und Minele nach solchen Auskünften ins Städtlein zurück, „ihr Bub würde ihnen schon mal alles gut mache, wenn er ein strahlender Stern am Musikhimmel geworden war, da wollte sie die Auslage net rechne, die er ihne jezt machte, denn e bisle teuer isch sei Ausbildung ja allerdings, aber sie isch au die bescht, die zo habe isch auf dem Gebiete der Musik.

O, die zwei alten Mädchen bewegten sich jezt auf den hehren Gebieten der Tonkunst, und ihr Leben dünkte ihnen jezt erst inhaltsvoll und des Gelebtwerdens wert, nachdem es für einen lieben Menschen zu sorgen gab, ihm die Wege zu ebnen waren für eine glänzende Zukunft.

Als Waldemar seine Ausbildung vollendet, mit ersten Noten bestanden hatte bei der Prüfung, kam er für kurze Zeit zur Erholung ins Städtlein, ein schöner, schlanker, blondblodiger Mensch von achtzehn Jahren, auf den stolz zu sein seinen Pflegemüttern niemand verübeln konnte. Er war auch sehr liebevoll zum Mamile Riekele und Minele, wie er sie neckend nannte, und er scheute sich gar nicht, mit dem komischen Paar sich in den Straßen und sogar im Kurhaus zu zeigen, er verlieh ihnen eine Art Gloriole, wenn er in seiner jugendlichen Schöne und Eleganz in ihrer Mitte dahinschritt.

Von seinen Eltern war keine Kunde eingetroffen, sie waren verschollen, vielleicht schon tot

Waldemar nahm ein Engagement bei einem erstklassigen Künstlerensemble an und sah auf Gastspielreisen Länder Städte, Meere. An seine Ziehmütter schrieb er inhaltsreiche Briefe und unterrichtete sie stets von seinem Aufenthalt und Ergehen.

So kam auch einmal ein Brief aus Amerika, in dem er mitteilte, daß er seine Eltern wiedergefunden habe. Nach einem Konzert, das sein Ensemble in Saint Louis gegeben habe, sei ein Mann und eine Frau in großer Aufregung ins Künstlerzimmer des Konzerthauses gekommen, die sich ihm als seine Eltern ausgewiesen hätten. Damals hätten sie flüchten müssen übers Meer, sonst hätte dem Vater ein schreckliches Los in den Bergwerken Sibiriens gedroht. Ihn hatten sie notgedrungen zurücklassen müssen, weil sie keinem Menschen Vertrauen schenken konnten, ihn zu holen und ihnen zu überbringen. Sie hatten sich monatelang versteckt halten müssen. Aus Vorsicht und auch aus Rücksicht für ihn, hatten sie von jeder Benachrichtigung abgesehen. Daß die beiden guten Fräuleins sich seiner angenommen hatten, hatten sie in noch Erfahrung gebracht durch einen Leidensgenossen. Noch einige Jahre müßten sie notgedrungen in Amerika bleiben, dann könnten sie zurückkehren nach Europa, weil dann Verjährung eingetreten sei und ihnen niemand mehr etwas anhaben könne. So lange hatten sie noch warten wollen, und dann würden sie sich nach dem Geschick des Sohnes erkundigt haben. Seinen Namen hatten sie auf den Plakaten und in den Konzertankündigungen gelesen, und nun hatten sie ihn gefunden O dieses Glück, diese Freude ließe sich nicht beschreiben, nicht schildern. Der Vater sei in einem industriellen Betrieb als Ingenieur tätig, und er und die Mutter ließen den lieben Pflegemüttern so herzlich danken für alle Liebe und Güte, und sich ihnen anempfehlen. Es gäbe ein Wiedersehen in einigen Jahren, so solle er bestellen.

Nach dem Lesen dieses Briefes sahen sich Riekele und Minele erst eine Weile schweigend an, und dann sagte erstere mit belegter Stimme: „So hat er also seine Eltern jezt wiederg'funde und wir . . . wir habe ein gutes Werk getan, als wir uns um ihn ang'nomme habet, wo er ein verlassenes Kind g'wese isch. Eigentümliche Schicksale gibts auf dr Welt“

Minele rief: „O, unser Waldemar verstoßt uns net, wenn er au jezt seine Eltern hat, der bleibt uns treu. Und die kommet au wieder z'rück, des glaub' i sicher, sie habet nur net eher könne. Die arm' Mutter hat so lang ihr Kind entbehre müesse. Die kommt, pass' auf, ob i net recht hab'. Des ware ja au keine schlechte Mensche, nur unglückliche, gehezte Flüchtling. Die habet sich g'wiß so nach ihrem Sohn g'fehnt, wie wir uns nach unserm Waldemar sehne Der kommt wieder zu uns, der verläßt uns net“

Und beide mußten sich abwenden, um ihre Tränen zu trocknen, die sich unaufhaltsam in die Augen drängten.

Nach mehreren Monaten gab es ein fröhliches Wiedersehen im Neugasseckhaus. Waldemar war zurückgekommen und hatte viele Geschenke, Schmucksachen, Dekorationsgegenstände, seidene Tücher, bestickt und benäht, mitgebracht und hatte von seinen Eltern erzählt und berichtet, daß sie in zwei Jahren kämen und dann . . . doch das sollten sie den Pflegemüttern nur selber sagen, was sie die Absicht hatten zu tun, er wolle net im voraus 'was ausschwäze. Neckend sagte er so im heimatischen Idiom.

Er reiste nach einigen Tagen wieder ab, da sein Ensemble noch nach England und Frankreich auf Gastspiele ging.

Wie geht die Zeit so schnell dahin. Eines Abends kamen ein grauhaariger Herr und eine zarte, blasser Frau nach Limberg, und als sie in die Wohnung der Fräuleins Storch und Steiner eingetreten waren, ihren Namen genannt hatten, gab es ein bewegtes Wiedersehen, bei dem viel Tränen vergossen wurden. Als sich die vier Personen etwas gesaft hatten, erklärte Mascholl, daß er im Einverständnis mit seinem Sohn beschloffen habe, im Städtlein, der Heimat Waldemars, seinen Wohnsitz zu nehmen, und zwar wolle er im Hause der Pflegemütter wohnen. Mit dem Hausherrn werde er gleich eine Vereinbarung treffen, daß er bald den ersten Stock beziehen könne. Sie wollten eine Familie bilden, er habe sich genug in Amerika erworben, um sorgenfrei leben zu können, und Waldemars liebe Mütter sollten sich zur Ruhe setzen, im zweiten Stock behaglich wohnen, denn dieser verdiene genug, um ihnen ein Ausruhen zu ermöglichen. In Frieden und Beschaulichkeit wollten sie nun zusammen ihre Tage verbringen bis an ihr seliges Ende. So sei auch der Wunsch und Wille Waldemars. Das gab den Ausschlag, der Wunsch des Liebling, der schlug alle Argumente, alle Einwände nieder.

Fräulein Storch und Steiner haben sich zur Ruhe gesetzt und ihr Geschäft ihrer ersten Modistin übergeben, die einem neckischen Zufall zufolge Luise Frosch heißt, und so prangt nun auf der Firmmentafel:

L. Frosch, Storch und Steiner Nachfolgerin.

Auch diese Geschäftstafel und Firma hatte im Städtlein zu manchem Witz und Spaß Anlaß gegeben, aber das genierte die Beteiligten nicht. „Große Geister, die andere Ideale habe, als d' Leut ausz'lache, sind über so 'was hinaus und zu erhaben, um sich über so dummes Gered' und Gespött über ehrliche Vatersname, zu ärgere.“ Also sprachen Rikela, Minele und Fräulein Frosch.

Im Aldersaal in Limberg findet ein Konzert des berühmten Künstlerensembles, dessen Mitglied und Primgeiger Waldemar Mascholl ist, statt. Alles und Jeder, der nur irgendwie Bezug zu Höherem hat, für Kunstdarbietungen schwärmt, alle Kurgäste und die gesamte „Hautvolee“ sitzt enggedrängt, erwartungsvoll der Genüsse und Ohrenschmause. In der ersten Reihe, als Ehrengäste, auf Samtesseln, haben, gebläht vor Stolz, freudiger Aufregung, die Fräulein Storch und Steiner und als dritte im Bunde Luise Frosch Platz genommen. Bei ihnen sitzen die Eltern Waldemars.

Das Konzert hat begonnen. Atemlos lauschen die Zuhörer den wunderbaren Melodien, die den Instrumenten entschweben und Zeugnis geben von der vollendeten Meisterschaft der Künstler. Waldemar spielt zum Schluß ein Solo, das eine Probe seines Könnens bietet. Es klingt aus seiner Geige wie das Lachen einer frohen Kinderschar, wie Amselschlag, Gurren und Locken des Finks und der Waldtaube, dem Liebeslied der Nachtigall im nächtigen Hain, wie einer Aolsharfe sanfter Klang, Rieseln und Murmeln einer Quelle, Raunen und Flüßtern in Baumkronen, wenn kosend der Wind über sie hinstreicht, Weinen und Klagen eines schmerzbelegten Menschen, wie Rauschen des Sturmes und der Abendglocke Läuten, dem zärtlichen Geflüster zweier Liebender und wie einer Flöte sanfter Ton, wenn der Hirt in der Heide sich ein Liedchen spielt, umgaukelt von Immelein und brummenden Käferlein, und wie ein Sehnsuchtsang an die Heimat, angestimmt in

weiter Ferne. Sanft verhallend, verwehend, verklingend, verschwiegend endete das Solo. Die Zuhörer fühlten so eigen wehmütig ihre Herzen bewegt, es war ihnen, als sei ihnen etwas unsagbar Schönes widerfahren, und in vielen Augen standen Tränen, andere wieder glänzten vor Lust und seliger Freude. Als Waldemar geendet und seinen Violinbogen abgesetzt hatte, verharrten seine Zuhörer regungslos und dankten ihm erst nach minutenlangem Schweigen, so bewegt waren sie gewesen, mit rauschendem Beifall, der sich in Dankesrufe auflöste, als er verkündete, daß der Ertrag des Konzertes zu Gunsten des städtischen Altersheims bestimmt sei, „um seine Mitbürger seinem Ensemble und ihm geneigt zu erhalten.“

Das waren glückliche Menschen, die in der Wohnung der alten Mascholls zusammenkamen.

Lange Zeit noch bildete das Konzert das Gespräch im Städtlein. Rikela und Minele versichern jedem, der es hören will, daß „das der schönste Tag ihres Lebens g'weise isch, wo sie de Leut habe beweiße könne, daß ihr Waldemar so e großer Künstler geworden isch.“



Im Raden der Flut.

Eine Bärengegeschichte von C. D. G. Roberts.

Der wunderschöne klare Herbsttag bestärkte die alte Bärenmutter Brumm, die in einer tiefen Höhle am Felsengesteade des Fundybusens zwischen Neubraunschweig und Neuschottland hauste, in ihrem schon längst geheaten Voratz, mit Pehi, ihrem kleinen, wohl und rundlich geratenen Bärenjungen einmal einen Ausflug hinunter ans Meer zu wagen. Bisher hatte sie den Kleinen, seit er überhaupt so weit entwickelt war, daß er die Höhle verlassen konnte, stets binnenwärts geführt, hinein in das Felsengewirr und das Fichtendickicht. Er hatte es auch in der Kunst, nach zarten Wurzeln zu graben, Karven und Käfer in modernden Stämmen auszuwitzen, schon zu einer Fertigkeit gebracht, die zu den schönsten Hoffnungen für seinen weiteren Werdegang berechtigte. Heute gelüstete es nun die Alte nach einer würzigeren Kost, und sie schlug den entgegengesetzten Weg ein. Er führte durch eine Kluft in den Felsenklippen hindurch und noch weiter hinaus zu den weiten, glitzernden Schlammflächen, die die gewaltigen Flutwellen des Fundybusens zur Zeit der Ebbe bloßlegen.

In seiner warmen, wohligen Höhle hatte Klein-Pehi schon oft den Donner der an die Felsenküste brandenden Wogen gehört, wenn die ungestüme Flut mit Macht zurückkehrte und der Wind steif ins Land blies. Immer hatte er sich dann vor dem Tosen gefürchtet und hielt sich auch heute, obwohl kein Wind ging und das Lied der Meereswogen, statt zu dröhnen, lind und lockend klang, in kindlicher Angst zurück, bis ihn Mutter Brumm durch einen fühlbaren Klaps an den Kopf energisch aufmunterte. Schmerzlich überrascht, schrie er auf, schüttelte sich, als säße ihm eine Biene im kleinen Ohr und spütete sich, tapfer und hübsch gehorham dicht hinter den mächtigen schwarzen Fersen seiner Mutter einherzutrotten.

Von der Felsenkluft, durch die das Paar hinausgetreten war, führte ein schmaler Pfad mit ganz allmählichem Abfall weithin durch die rote Fläche nach dem niedrigen Wasserfaume. Es war kurz vor der Zeit der tiefsten Ebbe. Da sich der Boden an diesem Teil der Küste nur sehr allmählich senkt, und der Unterschied im Wasserstand zwischen höchster Flut und tiefster Ebbe in diesen sturmgepeitschten Meeresteilen oft bis 10 m beträgt, so war der vom Meereschlamm gelbbraun gefärbte Wasserfaum gut 1200 m vom Fuß des Küstenfaumes entfernt. Den weiten, ebenen Raum zwischen diesen Felsen und dem fernen Wasserrand bedeckte schlüpfriger, braunroter Schlamm, der glänzend und trügerisch im Sonnenlicht dalag. Eine schmale, schwarze Felsenleiste lief über diese Schlammenebene dahin, indem sie, ehe sie noch das Wasser erreichte, umbog und sich dann der Küstenlinie parallel hinzog.

Auf diesem Felsenstück trottete Mutter Brumm voran und blieb nur von Zeit zu Zeit stehen, um einen Haufen Seetang zu beschneffeln oder neugierig die seichten Tümpel in den Steinnischen zu mustern. Gehorham und gespannt folgte Pehi ihrem Beispiel, allerdings ohne eine Ahnung davon zu haben, was für Lederbissen man da finden könne. Die erfahrene alte Mutter Brumm wußte wohl, die höher gelegenen Strecken des Felsengratts lohnten die Mühe des Suchens nicht. Sie lagen ja

schon einige Stunden trocken und waren von anderen Feinschmeckern, wie Krähen und Möwen, schon gründlich geplündert worden. So trotteten Mutter und Kind weiter nach unten, wo der Felsboden noch feucht war, und wo die langen schwarzgrünen Tangmassen noch von Seewasser troffen, und die von zahllosen Tellermuscheln strotzenden Felsvorsprünge von durchsichtiger Feuchtigkeit schimmerten. Mit ihren stahlharten Klauen schürfte Mutter Brumm geschickt eine Anzahl solcher Muscheln zusammen, zermalmte sie zwischen ihren Kinnbäden und schlürfte mit Behagen den salzigen Saft. Mit drollig täppischen Bewegungen suchte es ihr Klein-Pehi nachzumachen, aber die kleinen Klauen und Zähnnchen waren wohl noch zu zart für die Muscheln. Er mußte seine Anstrengungen bald aufgeben, und es fiel ihm plötzlich ein, daß er es ja viel leichter haben könnte. Er lief zur Mutter, schob ihren großen Kopf bei Seite und leckte gierig mit an der Beute. Der salzige Geschmack der Seetiere kitzelte seinen Gaumen, und er schmauchte und leckte wie ein Alster, aber die rauhen, harten Schalen paßten ihm gar nicht, weil ihm das kleine Maul davon schmerzte; so rollte er sie kaum einmal mit der Zunge herum, saugte ein paar Augenblicke daran und spie sie dann unwillig wieder aus. Bald ließ auch die Mutter die Tellermuscheln liegen und wandte sich schnüffeln dem Wasserfaume zu, um vielleicht dem kleinen Liebling zu einer zuträglicheren Nahrung zu verhelfen.

Gerade in diesem Augenblick, als die beiden Bären der Küste den Rücken zuwandten, tauchte auf der Spitze der Felsenschroffen eine mächtige Gestalt in grauem Drillschmuck mit einer Büchse bewaffnet auf. Kaum hatte sie jedoch die beiden Tiere erblickt, als sie sofort Deckung hinter einer überhängenden Fichte suchte. Der erste Gedanke des Jägers war, einen Fernschuß auf die dunklen Gesellen zu wagen, die sich auf dem Felsengrat so deutlich von dem Hintergrunde des funkelnden Meerwassers abhoben. Gern hätte er das Bärenfell gehabt, auch wenn es zu dieser Jahreszeit nicht erster Güte war. Aber noch mehr stach ihm das Junge in die Augen, das er versuchen konnte, zu zähmen und abzurichten. Ein Tierschausteller würde ihm gewiß einen hohen Preis dafür bezahlen. Nach einigem Überlegen entschloß er sich, im Hinterhalt liegen zu bleiben, bis die steigende Flut die Bären zur Küste zurücktreiben mußte. An Stelle seiner Patronen mit Stahlspitze schob er breitkuppige in den Büchsenlauf, weil sie sicherer töteten. Dann füllte er seine Pfeife, machte sich einen behaglichen Sitz mit dem Fichtenzweig als Lehne zurecht und folgte nun durch den dünnen Schleier der grünen Nadeln mit den Augen seiner erfochtenen Beute.

Je weiter die Bären auf der langgestreckten Felsleiste vorrückten, um so reicher wurde ihre Ernte. Hier hatten Krähen und Möwen noch nicht Zeit gehabt, alle Schätze zu heben. Unter den Felswänden saßen wohlgeschmeckende, blauschalige Muscheln, zwischen den triefenden Tangen fanden sich dicke, spiralförmige Trompeterschnecken, und aus den Wasserlachen lockten orangefarbene Sternfische und stachelige Seeigel. Alle diese Lederbissen hatten Schalen, die Pehis kleine Zähne leicht zermalmen konnten. Und sie ergaben so fette Bissen, daß ihm dagegen Käfer und Larven, die ihm bisher immer so gut gemundet hatten, jetzt nur als magere Kost vorkamen. Dabei hatte das Salzgebitter dieser Seebewohner etwas ungemein Appetitregendes. Immer weiter, von Tümpel zu Tümpel ließ sich Mutter Brumm von immer reicherer Beute locken. Klein-Pehi hatte jetzt keine Aufmunterung mehr nötig. Er hatte seinen kleinen Bauch vollgestopft, bis er kugelförmig wie ein schwarzer Federball aussah. Er hüpfte und sprang jetzt nicht mehr um die Mutter herum, sondern watschelte mit Augen, aus denen lüsterne Erwartung leuchtete, schwerfällig neben ihr her. Solange er noch fähig war, sich fortzubewegen, war er auch noch imstande, sich solche köstliche Lederbissen einzuverleiben. So kam es, daß sie beide von Fundstätte zu Fundstätte, eine immer reicher als die andere, vorwärtstrotteten, bis sie sich schließlich am Rande des Wassers befanden.

Jetzt waren sie eine weite Strecke von den Felsen entfernt, von denen sie herabgestiegen waren. Gut 800 Meter glänzender Schlammfläche trennten sie in gerader Linie von der Küste. Der lauernde Jäger, der die beiden ununterbrochen beobachtet hatte, murmelte jetzt unwillig vor sich hin: „Wenn die alte Bärenmutter nicht aufpaßt, kommt die Flut und entreißt mir noch die Beute. Hätt' ich ihr lieber gleich eins aufgebrannt. — Bei Gott! Jetzt wendet sich die Flut, jetzt sind sie verloren!“

Während die beiden gierigen Freßer noch ahnungslos Nasen und Pfoten in einen kleinen Tangtümpel steckten, fuhr auf einmal eine lange, flache, schaumgekrönte Welle leise zischend über ihre Füße und füllte den Tümpel bis an den Rand mit gelblichem Naß. Erschrocken hob die Bärin ihren Kopf und warf einen prüfenden Blick auf die fernen Felsen und auf die steigende Flut. Sofort erkannte sie den Ernst der Lage und

machte sich mit einem schwerfälligen Trabe auf den Rückweg. Auch Pehi trabte brav darauf los, diesmal aber nicht hinter der Mutter her, denn die zischende, gelbe Welle hatte ihm einen bösen Schreck eingejagt; er hielt sich deshalb dicht an ihrer Seite immer zwischen ihrem schützenden Körper und der Küste. Nach seinem Gefühl vermochte die Mutter auf irgend eine Weise das kalte und graufige Ungeheuer fernzuhalten oder zu überwinden. Etwa zwei Minuten lang trottete der Kleine tapfer vorwärts. Doch die Flüchtlinge machten keinen merklichen Fortschritt, die Entfernung zwischen ihnen und der Küste verringerte sich nicht, da sich der Felsengrät vorerst ja parallel zur Küste hinzog. Schon wurden ihre Fersen beständig von dem steigenden Wasser bespült. Zu allem Unglück zeigten sich bei Pehi die Folgen des gierigen Schlingens. Der kleine Kerl geriet ganz außer Atem; winselnd vor Schmerz und Angst ließ er sich plötzlich auf die Hinterbeine fallen und wartete, ob die Mutter ihm aus der Not helfe.

Ein kurzer Blick verriet der Alten, wie es um Klein-Pehi stand, und sie versuchte es zunächst mit dem altbewährten Mittel. Sie sprang zurück und verabreichte Pehi einen so nachdrücklichen Denktzettel, daß er wenigstens wieder Atem genug zu einem Wehgeheul fand und zwanzig Meter weit stolperte. Dann versagte er aber von neuem und sank mit kläglichem Gewinsel auf seinen überladenen Wanst nieder. Da sah die Mutter doch, daß der Fall ernstlich war, und statt Pehi wie zu Anfang ihren Zorn fühlen zu lassen, leckte sie ihn anhaltend mehrere Sekunden lang



„Klein-Pehi war ganz außer Atem; vor Schmerz und Angst winselnd, ließ er sich auf die Hinterbeine fallen . . .“

und flößte ihm durch zärtliche Laute Mut ein, bis er wieder zitternd auf den Pfoten stand. Jetzt überspülte die Flut schon ringsherum die Felsleiste, jedoch zehn Meter weiter ragte der Boden etwas höher empor, und bis zu dieser fürs erste Rettung bietenden Stelle schob Mutter Brumm den erschöpften Pehi mit Nase und Pfoten vor sich her; dann aber setzte sie sich, von Angst und Schreck gepeinigt, auf die Hinterbeine und blickte ringsum, als suche sie zu einem Entschluß zu kommen. Pehi lag unterdes mit ausgestreckten Beinen und offenem Maule lechzend da.

Die Flut aber stieg so schnell, daß die kleine Felserrhöhung in wenigen Augenblicken fast zu einer Insel geworden war. Nach vorwärts und rückwärts war der Felsengrät mit Wasser bedeckt, und nur noch der Weg geradeaus über den glänzenden Schlamm lag offen da. Angstlich überschaute die besorgte Mutter die weite Fläche und wimmerte, denn sie kannte deren niederträchtige Tücken. Der Jäger aber, der die Vorgänge von seinem Versteck aus verfolgte, murmelte befriedigt vor sich hin: „Nur zu, du alter Honigschlecker, es bleibt dir ja doch nichts weiter übrig!“

Zu dieser Einsicht war offenbar auch Mutter Brumm gekommen, denn nachdem sie Pehi ein paar Sekunden lang beleckt und beschnüffelt hatte, bis er aufstand, wandte sie dem Grat den Rücken und schlug kurz entschlossen den Weg über die braunrot schimmernde Fläche ein. Auch Klein-Pehi war unterdessen wieder etwas zu Atem gekommen und war eifrig bestrebt, hintenach zu folgen; wahrscheinlich wuchs ihm der Mut, weil der Weg nun nicht mehr entlang den beängstigenden Wellen führte, sondern von ihnen weg.

(Schluß folgt.)

Wie Quanschikai Gottesdienst abhält.

Eine höchst bemerkenswerte und durch ihre Begleitumstände sehr bezeichnende Zeremonie fand in den letzten Tagen des vergangenen Jahres in Peking statt. Der Präsident Quanschikai beging seit der Abdankung der Mandschu-Dynastie im Januar 1912 zum ersten Mal das höchste religiöse Fest in China, die Feier der Winter Sonnenwende. Zum ersten Mal in der Geschichte Chinas wurde dabei das heilige Opfer nicht von einem Kaiser dargebracht. Der Präsident bewies dadurch, daß er sich als den rechtmäßigen Nachfolger der alten chinesischen Herrscher betrachtet, und dieser Staatsgottesdienst war ein Beweis dafür, daß er alle die uralten geheiligten Funktionen der Kaiser ausüben will. Wenn dieses Ereignis bei dem chinesischen Volke nicht die gebührende Aufmerksamkeit fand, so ist das in erster Linie dem Umstande zuzuschreiben, daß das Festzeremoniell unter Ausschluß der Öffentlichkeit vor sich ging und daß die ungewöhnlichsten und umfassendsten Maßregeln getroffen waren, um den Präsidenten vor einer Ermordung auf seinem Wege zwischen Palast und Altar zu schützen. Der ganze Weg, der vom Palast des Präsidenten zu dem Altar des Himmels führt, war von einer dichten Doppelreihe von Soldaten bewacht, die einander mit dem Rücken zugekehrt standen und die einen nach innen, die andern nach außen ihre aufgeschulten Bajonette gefällig hielten. Alle Ecken dieser Hauptstraße waren geschlossen und verbarrikadiert; die Straßeneinzengänge waren mit besonders verstärkten Wachen besetzt; bei Todesstrafe war allen Bewohnern der Straßen verboten, während der ganzen Zeit, die der Präsident von seinem Palast abwesend war, zum Fenster herauszusehen. Einigen wenigen ausgewählten Fremden, deren guter Gesinnung man sicher zu sein glaubte, war gestattet, an dem Chienmen, dem großen Stadttor, sich aufzustellen und sich den „Festzug“ anzusehen, so weit das bei den dichten Reitermassen und dem vielen aufgewirbelten Staub möglich war. Diese von Bajonetten umzäunte Straße fuhr nun der Präsident entlang in einem Panzerautomobil, das so schnell fuhr, als die es rings umgebenden Reiter im stärksten Galopp sprengen konnten. Dieses Panzerautomobil war ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, denn die alten Kaiser waren, solange sie am Altar des Himmels opferten, stets in einem von Elefanten gezogenen Wagen langsam daher gefahren. Im übrigen wurde das durch die Gesetze der chinesischen Religion vorgeschriebene Ritual sorgfältig befolgt. Nur verzichtete man darauf, wie es sonst üblich war, einen ganzen Ochsen zu verbrennen, und der Präsident vollzog auch nicht den vorgeschriebenen „Kotau“, sondern verbeugte sich nur vor dem Altar, vor dem die Kaiser sich der Länge nach hingeworfen hatten. Die Kaiser hatten auch stets vor dem Opfer die ganze Nacht in einem neben dem Altar gelegenen Saal verbracht in tiefem Nachdenken und strengen Fasten, um sich würdig auf die heilige Handlung vorzubereiten. Quanschikai machte sich die Sache bequemer und war im Ganzen nicht mehr als eine Stunde von seinem Palast abwesend. Unter den Klängen einer heiligen Musik, dem dumpfen Bittgesang der Priester, mächtigen Weihrauchwolken und den Huldigungen der Anwesenden stieg der Präsident die Marmorstufen des großen Altars empor und begann unter einem

wolkenlosen blauen Himmel das Opfer. Er bot den Göttern ein blaues Blatt Papier dar, auf das mit Zinnoberschrift geschrieben waren, dann eine Schale, die das Blut und Haar eines am Tage vorher geschlachteten Ochsen enthielt, Seide, Suppe, Wein, Korn und Jet.*) Alles mit Ausnahme des Jet wurde verbrannt in dem großen Weihkessel neben dem Altar. Eine Neuuerung bei diesen alten Gebräuchen war es, daß der Präsident einen Becher mit Wein von einem Diener nahm, ihn ehrfurchtsvoll gegen den Himmel erhob und dann einem andern Diener überreichte, „zum Zeichen, daß er als ein erwählter Beamter sich mit denen um ihn gleich fühle“. Dann wurden die Opfergewänder mit den gewöhnlichen Kleidern vertauscht, und es erfolgte die Rückkehr zum Palast in demselben wilden Eilgalopp des Panzerautomobils wie die Hinfahrt. C. K.



Das Gänseblümchen.

Ein Liebling der Kinderwelt, die mit Vorliebe ihre schneeweißen Kränzchen daraus flacht, ist das Gänseblümchen, das sich besonders auf dem Dorfanger „bei den Gänsen“ heimisch fühlt. In Städten ist es weniger beliebt; wenn es den grünen Zierrasen in seiner einheitlichen Farbe beeinträchtigt, reißt man es wohl gar erbarmungslos aus dem Boden. Und es ist doch ein so freundliches liebes Blümchen, und nicht nur das: ein göttlicher Zauber umspielt es. In altheidnischer Zeit der Freia heilig, ist es in späterer, christlicher der Maria geweiht, die, so lesen wir in der Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, nach der Legende seine Schöpferin ist. Als das Jesuskindlein drei Jahre alt war, wollte ihm die Mutter einen Kranz zum Geburtstage schenken. Aber um die winterliche Weihnachtszeit war nirgends ein Blümchen zu finden, das sie zum Kranz verwenden konnte, und künstliche Blumen gab es in dem kleinen Nazareth nicht. Da entschloß sich die liebende Mutter, selbst einige anzufertigen. Mit stiller Sorgfalt saß sie über ihrer Arbeit und sticht und flocht allerlei Blümchen, groß und klein, wie ihr Sinn sie lehrte. Von allen zeichnete sich eins aus durch seine Schönheit und Pracht. Sie hatte dazu ein Stückchen goldgelber Seide genommen, das noch von ihrem königlichen Stammvater David herrührte, und rund herum gar zierliche Fäden weißer Seide gereiht. Bei der Befestigung

Jet = Pechkohle, namentlich, wenn sie zu Kunstgegenständen verarbeitet ist.

dieser Fäden hatte sie sich ein wenig verlegt, und seine Bluttröpfchen waren auf die blendend weiße Seide gefallen, wodurch diese an einigen Stellen rötlich schimmerte. Als der Knabe die „schmerzreichen Freudenblume“ sah, wurde er wehmütig bewegt und erkor sie zu seiner Lieblingsblume. Solange der Winter dauerte, bewahrte er sie wie ein Heiligtum auf, als aber der Lenz gezogen kam, nahm er sie und pflanzte sie ins Tal von Nazareth. Darauf schöpfte er mit dem goldenen Becher, den ihm die Weisen aus dem Morgenlande geschenkt, aus einer nahen Quelle, trankte das Blümchen mit dem frischen Wasser und hauchte es mit seinem göttlichen Atem an. Da wuchs es in stiller Pracht, überzog alle Weltteile und schmückte Wiese und Feld. Unaufhörlich blüht es seitdem fort vom ersten Frühlingstage bis zum letzten Tage des unfreundlichen, stürmischen Herbstes. Weil Maria seine Schöpferin ist, führt es auch den Namen Marienblümchen, der weit sinniger ist als des Franzosen marguerite und des Engländers. sonst sehr hübsche Benennung daisy, das Tagesauge.

Sohns (Hannover).

Die Totenhöhe.

Bei Frankenberg liegt eine kahle Hochebene, die Totenhöhe genannt. In grauer Vorzeit wurde hier eine Schlacht geschlagen, und an dem jedesmaligen Jahrestage erheben sich in der Nacht die dort Gebliebenen (Gefallenen) und wiederholen von neuem das blutige Spiel. Als einst in einer Winternacht Holzhauer über die Höhe gehen wollten, sahen sie die Geister Schlacht. Ganze Scharen von Bewaffneten zu Fuß und zu Fuß kämpften in wildem Streite, daß dumpf der Boden dröhnte. Da ergriß sie Schrecken und Angst. Sie warfen ihre Äxte weg und eilten zu ihrer heimischen Hütte zurück. Als sie am andern Morgen wiederkamen und ihre Äxte suchen wollten, sahen sie nichts als ihre eigenen Fußtritte im Schnee.

Ins Notizbuch.

Die Aufnahme des Geruchs vermitteln Nervenendigungen in der Schleimhaut der Nasenhöhle, welche die Geruchsreize zum Gehirn fortleiten; erst dort kommt der Geruch zum Bewußtsein. Wir vermögen noch zu riechen den 50millionstel Teil von einem Gramm Schwefelwasserstoff, den 2000millionstel Teil von einem Gramm Pfefferminzöl, den 5000millionstel Teil von einem Gramm Moschus und gar den 300000millionstel Teil von einem Gramm Merfaptan, sämtlich auf 1 Liter Luft verteilt.

Es gibt Flüsse, die plötzlich im Erdboden verschwinden, längere Zeit unsichtbar unter der Erde weiterfließen und später wieder sichtbar werden.

Rätsel.

Oft wird, wer auf dem Meere schifft,
Des Einen Beute;
Hoch ehrt als seine heil'ge Schrift
Ein Volk das Zweite.

Auflösung des Bahlen-Rätsels aus der vorigen Nummer:

Geige, Rind, Birne, Grube, Ruine, Gehirn,
Biene, Hund, Reh, Hindenburg.